

## Werk

**Titel:** Reise zu den Stämmen der westlichen Sierra Madre in Mexico

**Autor:** Preuss, K. Th.

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1908

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1908](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1908) | LOG\_0079

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Vorträge und Abhandlungen.

### Reise zu den Stämmen der westlichen Sierra Madre in Mexiko.\*

Von Dr. K. Th. Preuss in Berlin.

Vor fast drei Jahren hatte ich die Ehre, an dieser selben Stelle einige Probleme der mexikanischen Altertumswissenschaft vor Ihnen zu erörtern<sup>1)</sup>. Dabei bediente ich mich der Methode, das große Material an genauen Beobachtungen und Texten heranzuziehen, das über die heute noch lebenden Indianer Nord-Amerikas in den letzten zwanzig und mehr Jahren gesammelt worden ist, und die überraschenden Aufklärungen, die mir dieser erste systematische Versuch brachte, ließen mich die Lücken in der mexikanischen und zentralamerikanischen Ethnologie um so schmerzlicher empfinden. Welche Schätze mußten hier erst für das Verständnis der alten Kulturen zu heben sein, wenn schon die Vereinigten Staaten so viel Verwandtes brachten! Es erscheint auf den ersten Blick in der Tat direkt merkwürdig, wie von der Nordgrenze Mexikos an bis herab zum äußersten Süden des amerikanischen Kontinents tief eindringende Indianer-Untersuchungen im Stile Nord-Amerikas mit Aufzeichnung der Texte in einheimischer Sprache fast<sup>2)</sup> vollständig fehlen.

Es soll hier nicht erörtert werden, aus welchen Schwierigkeiten für die Forschung dieser Mangel zu erklären ist. Jedenfalls muß der Reisende heute, nachdem so Rühmliches in der extensiven Erforschung dieser Indianergebiete geschehen ist, mit aller Kraft an den inneren

\*) Vortrag, gehalten in der Fach-Sitzung vom 21. Oktober 1907.

1) S. diese Zeitschrift 1905, S. 433 ff.

2) Vgl. die wenigen Textaufnahmen bei Tozzer, *A comparative study of the Mayas and the Lacandones*. New York 1907. Sapper, *Das nördliche Mittelamerika*. S. 287 (Kekchi-Gebete). K. von den Steinen, *Die Bakaïri-Sprache*. R. Lenz, *Estudios Araucanos*. Santiago de Chile 1895—1897. Die araukanischen Texte sind zwar umfangreich, aber stark europäisch beeinflusst.

Ausbau des Errungenen gehen, um nicht hinter seinen Vorgängern zurückzubleiben. Es war daher für mich ein Tag der Freude, als bald nach dem erwähnten Vortrag mein verehrter Lehrer Ferdinand von Richthofen mit dem Plane einer Reise zu den Indianern der westlichen Sierra Madre in Mexiko an mich herantrat, auf die sich seit den Besuchen von Carl Lumholtz in den Jahren 1890—1898 das Interesse der Amerikanisten konzentrierte. Hatte er doch nicht weniger als fünf Stämme neu oder von neuem entdeckt, nämlich die Tarahumare in Chihuahua, die Tepehuane in Durango, die Huichol in Jalisco, ihre westlichen Nachbarn, die Cora, im Territorium Tepic und die Reste der Tepecano östlich von den Huichol. Namentlich von den letzteren hat er während eines neunmonatigen Aufenthaltes unter ihnen sehr interessantes Material heimgebracht<sup>1)</sup>. Wie ich gleich hinzufügen möchte, haben sich seine Nachrichten als zuverlässig erwiesen und erleichterten meine Studien bedeutend. Leider hatte aber auch er das Wichtigste, die Aufnahme von Texten in den Indianersprachen, versäumt und richtete sein Augenmerk nicht genügend auf die religiösen Feste, da er deren ausschlaggebende Bedeutung in der ganzen altmexikanischen Kultur nicht kannte. So konnte es kommen, daß selbst Lumholtz' Erfolge zum Teil von einer Nachfolge abgeschreckt haben; denn vielleicht, so fürchtete man, gab es dort nichts weiter oder es war wenigstens nichts anderes zu erlangen, wie es ja von dem übrigen Mexiko und Zentral-Amerika bereits Tradition geworden war, daß von Mund zu Mund und von Generation zu Generation sich fort-pflanzende lebendige Literatur dort nicht zu holen sei.

Es war mir daher die Freude zuteil geworden, hier als erster die zahlreichen, in ihrer Art einzig dastehenden Lieder und Traditionen aufzeichnen und die engen Beziehungen dieser Indianer zu der altmexikanischen Kultur aufdecken zu dürfen. Wohl selten ist zugleich einem Forscher so wie mir vergönnt gewesen, unmittelbar an seine aus Büchern und Museumsmaterial geschöpften Anschauungen die neuen im Verkehr mit den Indianern gewonnenen Erfahrungen anzuknüpfen und eine ganze Reihe seiner früher mehr oder weniger hypothetisch aufgestellten Schlüsse bestätigt zu sehen. Der Mann aber, auf dessen Interesse ich bei der Erörterung dieser Probleme stets rechnen konnte, und der meine Pläne mit Energie gefördert hat, Ferdinand von Richthofen, ist nicht mehr, und ich kann ihm zu meinem Schmerze nicht

---

<sup>1)</sup> C. Lumholtz, *Unknown Mexiko*. I, II. London 1903. Symbolism of the Huichol Indians in: *Memoirs of the American Museum of Nat. Hist.* III, 1, 1900. Decorative Art of the Huichol Indians in *Memoirs* III, 3, 1904.

mehr von dem vollen Erfolg meiner Reise Rechenschaft ablegen; einen Tag nach meiner, Anfang Oktober 1905 erfolgten Abreise hat ihn der Tod uns entrissen.

Da ich erst vor zwei Monaten nach Berlin zurückgekehrt bin, so kann ich Ihnen heute nicht mehr als bloße Eindrücke von meiner Reise mitteilen. Wie gesagt, ich hatte mir vorgenommen, in ungeschriebene Literatur der Stämme einzudringen, die als erschöpfendste, zuverlässigste und von Beobachtungsfehlern freieste Quelle des geistigen Lebens gelten muß, und damit fiel von vornherein das Hasten von Stamm zu Stamm fort. Selbst ein nach Wochen zu zählender Aufenthalt unter den Eingeborenen genügt dazu nicht. Das Ideal ist vielmehr ein Jahr Aufenthalt bei einem jeden Stamme, um den Turnus aller Jahresfeste beobachten zu können. So habe ich auch nur drei einander benachbarte Stämme besucht, die Cora, Huichol und Mexicano (Azteken), unter denen ich 7 bzw. 9 und 3 Monate lebte, indem ich nach Vollendung der Arbeiten bei dem einen Stamm zum nächsten übersiedelte. Bei den Mexicano genügte so kurze Zeit, obwohl ich gerade von ihnen besonders viel Mythen und Erzählungen, nämlich 178, in ihrer Sprache aufgeschrieben habe und auch noch unter anderem lange Gesänge aufzunehmen waren, die sie an den heidnischen Festen in den Bergen singen. Sie sprechen nämlich Nauatl, das Idiom der alten Bewohner der Stadt Mexiko, das mir geläufig ist, während die Sprachen der Cora und Huichol, die unter sich ganz verschieden sind, vorher so gut wie unbekannt waren. Von den ersteren gibt es nur ein Vokabular aus dem Jahre 1732<sup>1)</sup>, von den Huichol die wenigen von Lumholtz aufgenommenen Worte.

Kommt man nach Tepic, der Hauptstadt des Territoriums gleichen Namens, wo ich meine Expedition zur Sierra ausrüstete, so merkt man bald, daß dieses Gebirge den Bewohnern ein unbekanntes Land ist. Sie haben keinen Grund, in diese unwirtliche menschenarme Gegend zu gehen. Wohl aber kommen armselige Indianerhorden der Cora und Huichol ab und zu bis zur Stadt, um ihre Einkäufe zu machen; und wenn man erst in die Sierra gelangt ist, sieht man, daß es dort auch schon eine ganze Anzahl von armseligen, spanisch sprechenden Einwanderern gibt, die zum Unterschied von den Indianern als *vecinos*, Nachbarn, oder auch in anderer Weise bezeichnet werden. Ich will sie im folgenden auch so nennen, namentlich um sie von den sogenannten Mexicano, die Nauatl sprechen, zu unterscheiden.

<sup>1)</sup> Joseph de Ortega, Vocabulario en Lengua Castellana y Cora. Mexico 1732.

Da ich meine Expedition im Auftrage des Königl. Preussischen Kultus-Ministeriums machte, das mir die Mittel dazu aus der Herzog von Loubat-Professur-Stiftung bewilligte, so fehlte es mir nicht an Unterstützung auch von Seiten der Mexikanischen Regierung, wofür das Deutsche Auswärtige Amt in dankenswerter Weise schon vor meiner Ankunft gesorgt hatte. Besonders wichtig aber waren für mich die speziellen Empfehlungen, die mir die Gouverneure der Staaten Jalisco und Durango und das Oberhaupt des Territoriums Tepic gaben, in deren Gebiet ich meinen Studien oblag; denn die Indianer pflegten zuweilen die Schreiben stundenlang zu prüfen, obwohl fast niemand eine Ahnung vom Lesen hatte, und waren dann gleich zugänglicher. In Tepic bin ich besonders dem Hause Delius u. Co. zu Dank verpflichtet, dem einzigen großen deutschen Hause, das es dort gab, sowohl Herrn Delius wie besonders dem anderen Inhaber, dem deutschen Konsul Herrn Hildebrandt, die sich sehr um meine Ausrüstung und Nachsendungen in die Sierra bemühten, auch meine Sammlungen in geeigneter Verpackung weiter beförderten, so daß eine Rückkehr nach Tepic, die mindestens vier Wochen in Anspruch genommen hätte, unnötig wurde. Jetzt, nach meiner glücklichen Heimkehr, fühle ich erst recht das Bedürfnis, dem Königl. Preussischen Kultus-Ministerium, der General-Verwaltung der Königlichen Museen und allen, die meine Reise gefördert haben, meinen wärmsten Dank auszusprechen, nicht zu vergessen den Herrn Herzog von Loubat und die ethnologischen Freunde, von denen ich noch auf der Hinreise zahlreiche Empfehlungen erhielt.

Man reist dort mit Maultieren. Ich hatte deren sieben in Tepic gemietet, da ich später in der Sierra selbst Maultiere zu kaufen gedachte, wo sie billiger und mehr an das üble Terrain gewöhnt sind. Auch schickte ich meine beiden Arrieros, die noch nie in der Sierra gewesen waren, bei meiner Ankunft im Cora-Dorf Jesus Maria nach Tepic zurück und gewann statt dessen zwei sierrakundige Diener (*mozos*), die mir bis zu Ende treu blieben und ausgezeichnete Dienste leisteten.

Das Reisen in dieser Jahreszeit, im Dezember, bietet viele Reize. Wir befinden uns etwa zwei Monate nach dem Ende der Regenzeit, wo die ewige Sonne Vegetation und Bäche noch nicht völlig verdorrt hat. Scharf heben sich die schroffen Felsen vom stets blauen Himmel ab. Träumend wird man von dem Maultier in sanfter Gangart bergauf, bergab getragen, und ringsum breitet sich die große Stille aus, welche die Abwesenheit der Menschen und seiner Werke im Gemüt erzeugt. Abends findet man überall sein Nachtquartier unter dem Stern-

himmel, nur die Wasserfrage und die Beschaffung von Mais für die Tiere in diesen öden Gegenden macht einige Sorge.

Zwei Stunden hinter der Stadt passiert man auf dem Wege nach Norden die Zuckerhazienda Puga, wo der Fahrweg und die Kultur aufhört. Weiterhin gibt es keine Hazienda mehr. Auch Minen sind in dem ganzen Gebiet nicht gefunden. Nur eine Silbermine mit mäßigem Ertrag liegt jenseits des Rio Grande im Südwesten und in der Nähe des Cora-Landes, wo ich jedoch nicht hinkam, und eine andere traf ich in S. Pedro, einem Dorfe der Mexicano in Durango, die nach dreimonatigem Betrieb aufgegeben war.

Nur die sogenannten *caminos reales*, die Verbindungswege zwischen den am Fuße der Sierra liegenden größeren Ortschaften, bieten dafür Gewähr, daß man mit Maultieren durchkommt. Die Indianer haben die Verpflichtung, sie in Stand zu halten. Trotzdem sind sie voller Stufen (*brincos*) und mit Steingeröll übersät. Will man jedoch zu einem Rancho gelangen, so kommt es häufig vor, daß man mit Maultieren nicht weiter gelangen kann. Entsprechend diesen Verhältnissen müssen die Maultiere ganz anders als in der Ebene ausgerüstet sein. Die Packsättel und die Lasten dürfen nur geringen Umfang haben, damit die Tiere nicht zwischen den Felsen und Bäumen hängen bleiben, und mehr als zwei Zentner können sie nicht fortschaffen — an Stelle des doppelten Gewichts in der Ebene.

Am zweiten Tage erreichten wir den ostwestlich fließenden Rio Grande oder Rio de Santiago, der auch in der Trockenzeit mit dem Einbaum zu passieren ist, und zwei Tage später Guainamota, das südlichste Dorf im Norden des Rio Grande, nahe seinem Nebenfluß Rio de Jesus Maria. Dieser bildet eine wichtige Völkerstraße in meridionaler Richtung. Sein breites Tal läßt an vielen Stellen Raum zur Anlage von Ranchos und Dörfern, und namentlich weiter oberhalb führt der Weg häufig in dem Tal selbst dahin, bald auf einer, bald auf der anderen Flußseite. So zählte ich auf der eine starke Tagereise langen Strecke von Huasamota nach S. Pedro in Durango fast 60 Flußkreuzungen, was in der Trockenzeit nicht mehr Schwierigkeiten macht, als daß man sechzigmal die Beine zum Sattel emporzieht; doch gibt es eine Menge tiefer Stellen am Fuße hoher Felsen, in denen sich große Krokodile aufhalten. An diesem Fluß sind die Vecinos vorgedrungen und haben Dörfer in Besitz genommen, die früher nachweislich teils von Mexicano bewohnt waren, wie Guainamota und Huasamota, teils von Cora, wie S. Juan Peyotan. Hier haben also früher auch bis weit nach Süden Mexicano gewohnt, die jetzt nur noch in zwei elenden Dörfern S. Antonio und S. Pedro am Oberlauf des Flusses hausen.

Der Rio de Jesus Maria ist aber zugleich die Grenze zwischen den Cora, die das Tal und den Westen einnehmen, und den vereinzelt von Osten an ihn heranreichenden Huichol. Das Haupt-Coradorf am Flusse ist Jesus Maria. Von dort erreicht man, aus der tropischen Vegetation des Flusstales allmählich zu schönen Eichenwäldungen hinansteigend, in sieben Stunden nach Westen zu die hochgelegene Mesa de Nayarit mit dem gleichnamigen Dorf, nach den Berichten der spanischen Eroberung die Hochburg des Götzendienstes und des Widerstandes der Cora. In der Tat finden sich noch heute in dem die Mesa im Westen überragenden Bergkamm Toakamuta zahlreiche heilige Höhlen mit Opfergaben; sogar das Dorf Jesus Maria hatte hier seine Höhle, in der ich unter anderem einen Opferpfeil mit 80 Federbündeln daran fand, jedes augenscheinlich für das Wohl einer Familie, und auch die Huichol legen hier in zwei Höhlen viele Gaben für den westlichen Sonnengott Sakaimuka, der die sich neigende Sonne in Empfang nimmt, und die westliche Regengöttin Kiewimuka nieder. Auf dem Wege zur Mesa kommt man an dem Cerro Huáco vorbei, der viele heilige Höhlen mit Pfeilopfern und Zeremonial-Tanzgeräten der Cora von Jesus Maria enthält. Von dort stammt die große Mehrzahl der einschlägigen Objekte meiner Cora-Sammlung. Solche Höhlen-Expeditionen, die auch bei den Huichol und Mexicano an der Tagesordnung waren, erforderten immer viel Anstrengung, da die Höhlen meist an schwer zugänglichen Orten liegen und das Klettern in der glühenden Hitze sehr beschwerlich war.

Von der Mesa nach Norden steigt das Gelände wiederum in mächtigem Absatze empor zu dem Hochplateau von Sa. Teresa, wo man in etwa 2500 m Höhe zwei Tage bis zum nördlichsten Rancho der Cora los Espejos auf fast ebenem Terrain durch herrliche Kieferwäldungen reitet, die ein heimatliches Gefühl in mir wachriefen. Die Bewohner hier sind so isoliert, daß viele Männer aus Sa. Teresa nie zu ihren Landsleuten nach der Mesa, geschweige denn nach Jesus Maria kommen. Mit Mühe trieb ich einen Führer von dort zur Mesa auf, und dieser verirrte sich schließlich.

Das Land der Huichol im Osten des Rio de Jesus Maria wird von seinem Nebenfluß Chapalagana ebenfalls in der Nordsüd-Richtung entwässert. Er mündet nahe und oberhalb Guainamota, wo ringsum bereits Ranchos der Huichol liegen. Der Chapalagana hat aber einen ganz anderen Charakter wie sein Gefährte. Hohe, dicht herantretende Bergketten lassen keinen Raum für Wohnstätten (Abbild. 33), der tief eingeschnittene Fluß bildet auch in der Trockenzeit ein bedeutendes Verkehrshindernis, und Dorfanlagen — S. Andres auf dem westlichen,



Abbild. 33. Der Rio Chapalagana  
auf dem Wege von Sa. Gertrudis nach Guadalupe Ocotan.



Abbild. 34. Mitote der Cora nahe Jesus Maria.  
Gebet zu den Göttern des Nordens. Links und rechts die beiden Vortänzer.  
Das kleine Mädchen die Erdgöttin.  
Dahinter nicht sichtbar ein kleiner Knabe, der Morgenstern.





Sa. Catarina und Guadalupe Ocotan auf dem östlichen Ufer — finden sich nur hoch oben in einiger Entfernung von ihm. Auch die Gegend von S. Andres ist ein Hochplateau, doch bei weitem kleiner und wohl auch niedriger als das von Sa. Teresa.

Alle diese Dörfer bestehen aber wahrscheinlich erst seit der spanischen Eroberung, die für die Cora ins Jahr 1722, für die nördlichere Gegend von Huasamota, wo die Kirche eine Inschrift vom Jahre 1618 trägt, etwa ein Jahrhundert früher anzusetzen ist<sup>1)</sup>. Der Name der Huichol wird in alten Berichten kaum erwähnt. Sie scheinen aber zur Zeit der Unterwerfung der Cora bereits freundschaftlich mit den Spaniern gestanden zu haben, die ihren Weg zu den Cora etwa an der Nordgrenze des Huichol-Gebiets nach Westen nahmen. Mit den Eroberern hielten damals die Jesuiten ihren Einzug, bemühten sich, die Bewohner in Dörfern zu vereinigen und bauten in jedem eine Kirche. Tatsächlich verlangt aber der Nahrungserwerb in dem unfruchtbaren Lande zerstreutes Wohnen, und so haben auch die wenigen in den Dörfern Vereinigten noch heute stets mindestens einen Rancho, in dem sie den größten Teil des Jahres leben. Nur zur Zeit der größten Trockenheit sind viele Ranchos wegen Wassermangel verlassen. Namentlich die Huichol könnte man fast ein Wandervolk nennen. Sie bauen ihre primitiven Hütten je nach der Lage ihres Maisfeldes oder nehmen auch mit Höhlen als Wohnstätten vorlieb, ziehen in der Trockenzeit zum Teil zur Arbeit in die Küstenhaziendas und unternehmen öfter allein oder in ganz geringer Zahl weite Wallfahrten nach heiligen Höhlen, Götterhäuschen und Lagunen innerhalb und außerhalb ihres Gebiets, um dort Opfergaben niederzulegen. Einen Beweis, wie wenig die Huichol von alter Zeit her an Konzentration gewöhnt sind, liefert auch die Lage ihrer großen, runden Tempel, die sie zum Unterschied von den Cora und Mexicano besitzen; sie haben oft nicht einmal einen Hüter in der Nähe und werden nur zu den Festen besucht.

Bei der Art des Wohnens ist es sehr schwer, auch nur annähernd die Zahl der Indianer zu schätzen. Es mögen etwa je 5000 Cora und Huichol und noch nicht 1000 Mexicano vorhanden sein auf einem Gebiet, das fast so groß ist wie das Königreich Sachsen. Mexicano gibt es jedoch auch noch weiter nördlich in ein paar zwischen den Tepehuane zerstreuten Dörfern. Hier bin ich nicht gewesen, und sie sind in der Schätzung nicht einbegriffen. Früher sind sicher mehr Individuen auf größerem Terrain in diesen drei Stämmen

<sup>1)</sup> José Ortega, Historia del Nayarit. Nueva edición. Mexico 1887. S. 39 u. 129 ff.

vorhanden gewesen. Der Rückgang ist aber wohl nicht durch Aussterben, sondern durch Aufgeben der Muttersprache und Annahme der spanischen Sprache in den Grenzbezirken zu erklären. Wo die Indianer kompakt zusammenwohnen, ist, abgesehen von den Mexicano, Kenntnis des Spanischen in äußerst geringem Maße anzutreffen, und auch Heiraten mit Vecinos sind äußerst selten. Physisch sind sie in gutem Zustande und von Krankheiten nur Malaria und Lungenentzündung ziemlich häufig, letztere wegen der schroffen Temperaturgegensätze von Tag und Nacht, von Tal und Höhe, gegen die sie sich nicht genügend schützen. Kleine Kinder sterben auch an Skorpionstichen, und bei den Huichol haben Pocken-Epidemien geherrscht, die sie durch symbolische Gaben an die Götter zu vermeiden trachten.

Das Hauptnahrungsmittel der Bewohner der Sierra ist der Mais, der in den drei Monaten der Regenzeit von Anfang Juli bis Anfang Oktober reif wird. Der Wald wird dazu an den steilen Abhängen etwa im Februar umgeschlagen und das Holz Ende Mai verbrannt, um welche Zeit nicht nur überall von den Höhen diese Coamilbrände leuchten, sondern das dürre Gras in meilenweitem Umkreis von demselben Schicksal erfaßt wird; ein prächtiger Anblick im Dunkel der Nacht. Mit Eintritt des Regens versenkt man die Körner in die mit einem spitzen Stock gemachten Löcher. Weniger als Nahrung kommen Kürbisse und Bohnen in Betracht. Obwohl der Körnerertrag nicht annähernd so groß ist wie in der Ebene, könnte der Jahresbedarf an Mais bei einigem Fleiß leicht gedeckt werden, da der verfügbare Boden bei weitem nicht ausgenutzt wird. Namentlich die Huichol sind darin träge und hungern lieber vor der neuen Ernte. Zum Glück gibt es am Ende der Trockenzeit und im ersten Teil der Regenzeit eine Menge Früchte, in der heißen Zone der Täler oder der gemäßigten der ansteigenden Berge wie Pithayas, Pflaumen (*ciruelas*), Guamuchiles, Mesquites, Guayabas, Zapotes und dergl. mehr. Diese nebst allerhand Wurzeln bilden dann die einzige Nahrung, können aber nicht verhindern, daß die Gestalten dünner werden. Selbst der Reisende wird durch die Kargheit des Maises in Mitleidenschaft gezogen. Ein Scheffel kostete in jener Zeit etwa 20 Mark, und viele Scheffel waren nötig, um alle indianischen Besucher zu sättigen. Und dazu kam die Schwierigkeit, den Mais zu beschaffen, da zur Regenzeit jeder Verkehr abgeschnitten ist. Der Chapalagana und der Rio de Jesus Maria sind dann stets ungangbar, den beiden Einbäumen, die es gibt, und zwar einer in Jesus Maria, der andere an der Mündung des Chapalagana, mag man Lasten nicht gern anvertrauen; kurz, es ist eine richtige Belagerung durch das Wasser.

In dieser Zeit, wenn nach neunmonatiger sengender Dürre alles aufspriest, runden sich die Esel, Maultiere, Ziegen und Kühe, und von letzteren gibt es dann etwas Milch und Käse. Als Nahrungsmittel kommt das aber wenig in Betracht, ebensowenig wie Fleisch; denn die Rinder werden bei den Cora und Mexicano fast nur bei den Kirchenfesten geschlachtet, und die Huichol betrachten sie direkt als Opfertiere für die Götter. Ziegen und Schafe werden ebenfalls nur der Milch, bzw. der Wolle wegen gehalten, und Hühner sind sehr selten. Auch Fische und Krabben sind nur leckere Zukost. Ich selbst konnte in der ganzen Zeit nur zwei Gerichte Fische erlangen. Von Jagdtieren gibt es Leguane und Hirsche. Letztere sind bei allen drei Stämmen die Opfertiere an ihren heidnischen Festen und werden mit Schlingen gefangen. Ein großes Gebiet wird fortlaufend mit ihnen bestellt, der Raum zwischen je zwei durch Bäume und Steine ausgefüllt und nun die Hirsche manchmal mit Hilfe von Hunden unter großem Hallo in die Schlingen gejagt. Da fast jeder Rancho seine Feste gesondert feiert, so kann man sich denken, wie unter den Tieren aufgeräumt wird. Viele Wochen vorher fängt die Jagd an, die erbeuteten Hirsche werden sofort zerlegt, an der Sonne getrocknet und am Tage des Festes meist ohne Salz gekocht. Zum Kauen solcher Kost sind freilich unzivilisierte Zähne notwendig. Auch Leguanfleisch ist zu den heidnischen Festen der Cora erforderlich.

Alles in allem bleibt also der Mais weitaus das Wichtigste. Er gedeiht in jeder Zone, sowohl in den Tälern, wo ich in Jesus Maria z. B. bis 47°C mittags im Schatten zur Zeit des höchsten Sonnenstandes maß, wie auf den Höhen, wo angenehme Sommertemperatur herrscht, im Winter aber sogar Frost und Schneefall eintreten kann. Im übrigen ist der Vegetations-Charakter überaus verschieden. In der Tiefe eine Fülle verschiedenartiger halbhoher Bäume, die in der Trockenzeit die Berge in einem grauen Schimmer erscheinen lassen und während der Regenzeit die Pfade überwachsen, daneben kahle Bergkuppen, in der mittleren und oberen Zone parkartige Eichen-, bzw. Kiefernwälder mit hohem Zacategras, die manchmal sehr an unseren deutschen Wald erinnern. Auf dem Plateau von Sa. Teresa ändert sich dadurch zugleich das Bild der Wohnstätten. Überall ist sonst der Unterbau der Hütten und das Gehege für die Tiere aus mehr oder weniger unregelmäßig übereinander gelegten Steinen, in seltenen Fällen auch aus Adobe. Dort jedoch sind die Zäune und die Häuser aus rohen Fichtenstämmen, die man wagerecht oder bei den Hütten auch senkrecht anordnet. Darauf kommt dann das mit Zacategras gedeckte Giebeldach.

Da das Leben der Indianer so primitiv ist, muß man billig staunen über die Kunstfertigkeit der Huichol und Cora in Webereien und Stickereien. Leibgürtel, Umhängetaschen, Hut- und Kopfbänder, auch die Kleider sind mit mannigfaltigen Mustern bedeckt, von denen jedoch ein Teil auf spanischen Einfluß zurückgeht. Die Technik des Stickens ist natürlich überhaupt neueren Ursprungs. Für die Materialien dazu und zu den gemusterten Perl-Armbändern und -Ohrgehängen geben sie verhältnismäßig viel aus, und der Reisende tut gut, sich mit entsprechenden Tauschartikeln zu versehen.

Bemerkenswert ist auch ihre primitive Destillation eines leichten alkoholhaltigen Getränkes, aus dem innersten Teil, dem Herzen der Magueyart sotol, der in der Erde gedämpft, in aufgespannten Häuten der Gärung überlassen und dann destilliert wird. Ich nehme gleich vorweg, daß dieser Schnaps eine besondere religiöse Bedeutung hat. Bei dem Weinfest der Cora im Frühjahr tritt u. a. die Gottheit des Morgensterns auf und zeigt an sich selbst den Genuß und die Wirkung dieses Getränks, während gleichzeitig der Sänger ein sehr humorvolles Lied vom Rausche des Gottes singt. Entsprechend waren ja auch die „400 Kaninchen“, die Pulquegötter der alten Mexikaner das Heer der unzähligen Sterne<sup>1)</sup>. Das Fest wird zur Einführung der kleinen Kinder in die Freuden des Weingenusses unter vielen Zeremonien in den Bergen gefeiert. Die Mexicano geben den kleinen Kindern an dem durchaus religiösen Erntefest zum erstenmal Wein. Beide Stämme enthalten sich aber an ihren heidnischen Feiern sonst durchaus des „Weines“, wohingegen die Huichol die Trunkenheit als Hauptbestandteil jedes religiösen Festes ansehen. Auch hier beginnt das Weintrinken im Alter von etwa sechs Jahren, nachdem die Kleinen am Erntefeste, wenn sie zum letzten Male in ihrer Eigenschaft als junge Maiskolben, bzw. Kürbisse (s. später) aufgetreten sind, den Wein den Göttern dargebracht haben. Die Huichol haben auch eine Art Maisbier für ihre religiösen Feste.

Die Indianer genießen in Mexiko große Freiheiten und haben sich nicht zu beklagen. Sie zahlen keine Abgaben, und die Kirche ist froh, wenn die Leute sich überhaupt taufen und trauen lassen. Bei den Cora und Mexicano ist das erstere jetzt wohl immer der Fall, obwohl mit Ausnahme von Jesus Maria in ihren Dörfern keine Pfarrer wohnen. Im Gegensatz zu den großen Kirchenabgaben der Vecinos entrichten sie eine ganz kleine Gebühr dafür. Die Huichol dagegen

<sup>1)</sup> Preufs, Der dämonische Ursprung d. griech. Dramas erläutert durch mexikanische Parallelen. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XVIII. 192, Anm. 2.

sind fast alle ungetauft, obwohl sie für die kirchlichen Handlungen nichts zu entrichten brauchen. Die beiden Geistlichen in ihren Dörfern S. Andres und S. Sebastian, die übrigens erst seit sechs Jahren dort wirken, sind eigentlich nur für die Vecinos da.

Alle Dörfer, denen auch die Ranchos zugeteilt sind, wählen nach mexikanischer Sitte jedes Jahr drei Richter aus ihrer Mitte, die von der Regierung bestätigt werden. Bei den Cora existiert auch noch in jedem Dorfe der Gobernador, der für die Instandhaltung der Wege, insbesondere aber für die heidnischen religiösen Feste, die Opfer und dergl. mehr zu sorgen hat. Auch er wird jedes Jahr gewählt, scheint aber eine alte Institution zu sein. Ihm zur Seite stehen die Alten, und etwas ganz Merkwürdiges ist der „Vater des Dorfes“, der über die alten Sitten wacht. Die kirchlichen und heidnischen Feste haben einen ungemein großen sozialen Einfluß und bewirken eine straffe Organisation. Es gibt dabei viele Ämter und Obliegenheiten, besonders zur Speisung der Festteilnehmer dient in Jesus Maria das Gemeindeland, und die religiösen Genossenschaften und Darsteller an den Kirchenfesten, die Danzantes, Maromeros, Moros, „Juden“, Pharisäer, Apostel u. s. w., von denen die meisten auf vorchristliche Zeit zurückgehen, zählen zusammen nach Hunderten, die alle ihre gemeinsamen Mahlzeiten auf Kosten der Allgemeinheit einnehmen.

Mein Hauptquartier unter den Cora hatte ich in Jesus Maria aufgeschlagen. Es sind trotzige Gesellen, die mit dem Gewehr gut umzugehen wissen und denen man allein nicht gern im Gebirge begegnet. Während des Aufstandes Lozadas gegen die mexikanische Regierung zur Zeit der französischen Intervention und lange danach waren sie seine treuesten Bundesgenossen. Sie wollten von dem Fremden nichts wissen, wiesen mich zwar von ihren Festen nicht zurück, da ich, von meinen Leuten gut unterrichtet, hartnäckig immer zur Stelle war und mir einzelne, besonders den Gobernador, zu Freunden gemacht hatte, benahmen sich aber öfter feindselig und verboten trotz aller Geldanerbietungen zuweilen das Photographieren. Die Bewohner des Nachbardorfes S. Francisco waren freundlicher. Von diesen beiden Orten, wo verschiedene Dialekte gesprochen werden und die Gesänge bereits sehr stark differieren, stammen meine Textaufnahmen der Cora. Zum Interpreten gewann ich gleich in den ersten Tagen einen etwa sechzigjährigen Alten, Francisco Molina, der als Genosse Lozadas gekämpft hatte, gefangen nach Veracruz deportiert war, Soldat werden mußte und in seine Heimat desertierte. Daher stammte seine Beherrschung der spanischen Sprache. Er war vielleicht der einzige wirkliche Christ unter den Cora, der, wie ich später erfuhr, soweit

gegangen war, die Opfergaben in einer Höhle zu verbrennen. Trotz alles Neuen, das ich im ersten Monat sah, war es geradezu trostlos, immer und immer wieder ausweichende und abweisende Worte zu hören, wenn ich nach den Gesängen und Erzählungen fragte. Erst im zweiten Monat gewann ich einen Sänger und Spielmann aus S. Francisco, d. h. einen Sänger-Schamanen der heidnischen Feste, der auch zu profanem Tanz aufspielte. Er wufste zugleich eine Menge Geschichten; und ein Spielmann war später auch bei den Mexicano einer meiner bewandertsten Märchenerzähler. Nach und nach stellten sich auch von Jesus Maria die zwei hauptsächlichsten Sänger und eine Anzahl anderer Kundiger ein, so dafs ich immer noch nicht mit dem Segen ganz fertig war, als mich die Regenzeit von dort zum nächsten Stamm, den Huichol, vertrieb. Glücklicherweise konnte ich später alles Wesentliche nachholen.

Diese waren ungleich zutraulicher als die Cora und zugleich ursprünglicher, wie sie auch noch Pfeil und Bogen, die ihre unzertrennlichen Begleiter waren, ausschliesslich benutzten. Hier war das Haupterfordernis bei meinen Arbeiten Geduld, da ich gewöhnlich inmitten einer grossen Anzahl Indianer, die miteinander schwatzten und wohl gar auf ihren selbstgemachten Violinen zu spielen anfangen, meine schwierigen Textaufnahmen machen mußte. Zum Glück waren sie aber Ermahnungen, sich ruhig zu verhalten, nicht ganz unzugänglich. Hier lebte ich meist in dem klimatisch angenehmen Rancho S. Isidro, vier Stunden östlich von Jesus Maria, und erhielt meine Texte hauptsächlich von Leuten aus dem nahen Indianerrancho los Bancos und dem Tempelbezirk von Sa. Barbara, einiges besonders Wichtige aber auch von S. Andres und Sa. Catarina, wo mich die Leute so ins Herz geschlossen hatten, dafs es sogar an Tränen beim Abschied nicht fehlte. Obwohl ich bei den Huichol in den verschiedenen Orten mit mehreren Interpreten arbeitete — mein Hauptdolmetscher blieb mir glücklicherweise auch hier wie bei den Cora die ganze Zeit treu —, so waren sie nicht des Spanischen so mächtig wie Molina. Andererseits hatte ich von Anfang an, trotz der Regenzeit und der Tätigkeit der Indianer auf den Feldern, einen nie versiegenden Strom von Diktaten in einheimischer Sprache in meine Bücher zu leiten.

Von den drei Stämmen sind die Mexicano die zivilisiertesten, was sich besonders darin äufsert, dafs die Auffassung der Märchen wenig anders ist als bei uns. Sie haben in vielen Fällen den naiven Glauben an die Erzählungen verloren, der bei den Cora und Huichol noch vorhanden war. Auch suchen sie ihre alten Sitten schon sehr an die Gestalten des christlichen Glaubens, Gott, die Jungfrau Maria

und den Teufel anzuknüpfen, obwohl die alten Ideen und Gestalten überall durchschimmern. Daher kam es, daß sie keinen Gedanken an einen Gegensatz ihrer religiösen Gebräuche zu denen der Kirche hatten und alles ohne Scheu mitteilten. Überhaupt war das bei allen Indianern die Grundschiattierung: Christliches und Heidnisches stand nebeneinander, doch so, daß das Alte das Neue in sich aufgesogen hatte, nicht umgekehrt. In dem Dorfe S. Pedro, wo ich meine Studien unter den Mexicano machte, hatte ich daher eine ganze Menge Erzähler, die einander von morgens bis abends prompt ablösten, so daß ich meine Zeit ganz besonders ausnutzen konnte. Unangenehm war nur der Aufenthalt in dem zwar idyllischen, aber glühendheißen, tiefen, windstillen Tale voll Moskitos, denen ich schließlich auch die Malaria verdankte.

Die Hauptsache bei der Aufnahme der Texte bestand in der Gewinnung eines indianischen Interpreten, der zugleich etwas spanisch sprach. Für diese Grundbedingung des Gelingens darf man keine Mühe scheuen. Die Sänger und Erzähler von Geschichten brauchten dann kein Wort spanisch zu verstehen. In derselben Weise, wie sie es an dem Interpreten, der mir selbst irgend eine Geschichte diktierte, gesehen hatten, sagten sie mir langsam eine Erzählung her, während ich sie Wort für Wort phonetisch aufschrieb. Dann folgte sofort mit Hilfe des Dolmetschers eine Interlinear-Übersetzung ins Spanische, wobei jedes aufgeschriebene Wort von mir und auch von seiten des Interpreten wiederholt wurde. So fand sich Gelegenheit, zugleich sachliche Fragen anzuknüpfen. Später wurde die Übersetzung nochmal wiederholt und die grammatischen Fragen erledigt. Auf diese Weise gewann ich sehr bald eine Kontrolle über die Übersetzung, und die Masse der Texte wird alle etwaigen Zweifel durch Vergleichung ausschließen. Diese Methode, sofort mit Textaufnahmen zu beginnen, habe ich selbst bei ganz fremden Sprachen angewendet. Meine phonographischen Aufnahmen dagegen, die besonders in den Sologesängen der Schamanen bestehen, werden im wesentlichen nur für das Studium der Musik wichtig sein. Vergebens habe ich sie dazu veranlaßt, eine Geschichte in den Phonographen zu erzählen, die Aufregung des Betreffenden wurde stets zu groß.

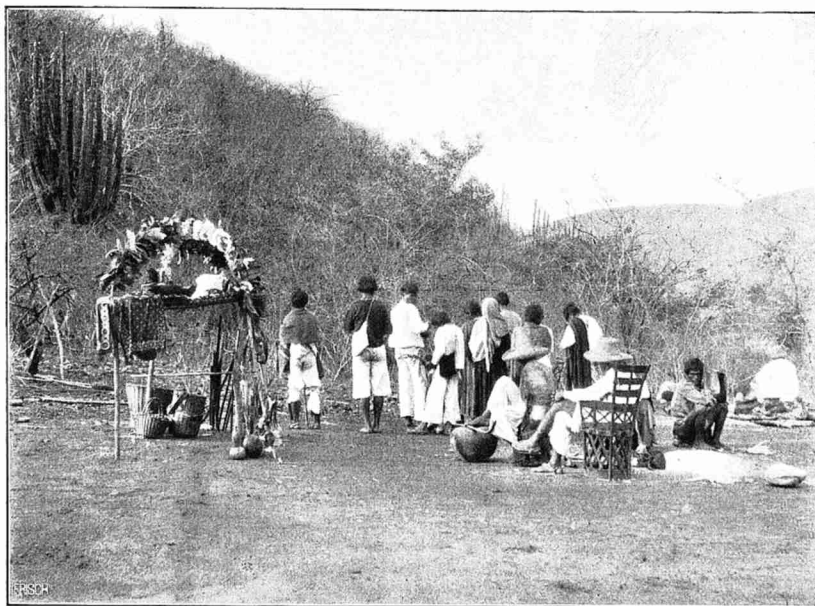
Wie ich bereits mehrfach betonte, liegt das Hauptergebnis meiner Reise in den Textaufnahmen in den einheimischen Sprachen und in der genauen Beobachtung der religiösen Jahresfeste. Im ganzen habe ich etwa 300 Mythen und Erzählungen gesammelt, nämlich 49 von den Cora, 69 von den Huichol und 178 von den Mexicano. Noch umfangreicher jedoch sind die religiösen Gesänge, die sie an den heid-



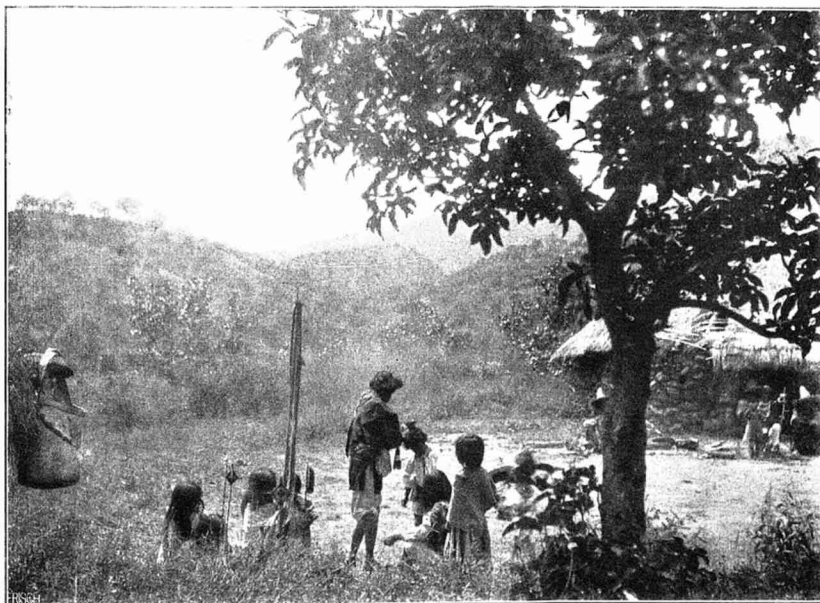
nischen Festen singen. Diese dauern gewöhnlich eine Nacht, von Abend bis Morgen, manchmal bis zum Mittag oder gar zum Abend des folgenden Tages, und während der ganzen Zeit wird — abgesehen von einigen Zeremonien — gesungen. Eigentlich habe ich wegen der vielen Nachtfeste ein recht unsoliden Leben unter den Indianern führen müssen, zumal es auch an „Stoff“, wenigstens den Huichol, nicht gebrach, den ich in Gestalt von selbstgebrautem Agaveschnaps und Maisbier aus vielen schmutzigen Kürbisgefäßen zu mir nehmen mußte. Bei den Cora gab es statt dessen einmal eine gewaltige Peyote-Bowle aus einem Kaktus, dessen Genufs ebenfalls eine belebende und zugleich berauschende Wirkung ausübt.

Cora und Mexicano gliedern ihre Gesänge in Lieder bestimmten Inhalts mit verschiedenen Melodien. Von solchen habe ich etwa 85, bzw. 30 aufgeschrieben. Die Huichol dagegen haben entsprechend der Anzahl ihrer Feste 18 ungemein lange Gesänge. Dazu kommen noch zwei von denselben Festen, aber mit starken Abweichungen, die ich aus Sa. Catarina aufgezeichnet habe, und fünf kleinere. Die Gesänge der Huichol haben merkwürdigerweise keinen Tanzrhythmus, mit Ausnahme des Gesanges vom Feste des Peyote und des Maisröstens, und wenn sie tanzen wollen, so spielen in nächster Nähe des singenden Schamanen zwei auf einer selbstgemachten Violine und Gitarre, wozu alle, dicht davorstehend, auf der Stelle hopsen. Zu diesen Violinstückchen gibt es wieder ganz kurze Liedchen profanen Inhalts, von denen ich etwa zwanzig niedergeschrieben habe. Dazu kommen zahlreiche Gebete und die Gesänge der Pachitas, des Karnevals der drei Stämme, so genannt, weil er um die Zeit vor den Fasten in den Dörfern gefeiert wird. Sie ziehen dann von Haus zu Haus, ihre Zeremonien dazu richten sich auf das Heraufkommen der Sonne und die Ernte des künftigen Jahres, die Gesänge aber beschäftigen sich meist mit der Jungfrau Maria und der Kirche.

Alles in allem, drehen sich diese Ergebnisse in der Hauptsache um das religiöse Leben der Indianer, und auch meine ethnographischen Sammlungen, von denen sich etwa 2300 Objekte im Königlichen Museum für Völkerkunde befinden, sind fast zu zwei Dritteln religiöser Natur. Dem entspricht das tägliche Leben der Leute, indem sie immerfort, bei jedem noch so kleinen Unternehmen, der Masse der Götter und der Toten gedenken und durch Opfer und Gebet ihre Gunst zu gewinnen trachten. Die zahlreichen Feste haben einerseits denselben Zweck, andererseits wirken sie durch Zeremonien direkt auf das Ergehen der Götter, z. B. der Sonne und der Sterne ein. Die Cora des Dorfes S. Francisco z. B. hatten viele Monate lang vor der



Abbild. 35. Mitote der Cora nahe Jesus Maria.  
Gebet zu den Göttern des Südens. Im Osten der Altar, davor der Sänger,  
den Fufs auf dem „Musikbogen“. Auf dem Stuhl der Gobernador.  
Dahinter das Feuer, ringsum die Steinsitze der „Alten“.



Abbild. 36. Fest der Kürbisse in Sa. Barbara (Huichol).  
Rechts hinten (Westen) der Tempel, davor der Sänger, zu seinen beiden  
Seiten die Sitze der Kinder (Kürbisse).  
Im Vordergrund (Osten) der Gürtel als Weg der Kinder (Kürbisse).  
Zeremonie: Ein Schamane benetzt das Haupt eines der Kinder.





Abbild. 37. Tanz des Peyote im Huichol-Dorf Sa. Catarina.  
Links im Hintergrunde der unvollendete Tempel,  
rechts ein Götterhäuschen mit Abteilungen für je eine Gottheit.



Abbild. 38. Fest der Felderreinigung im Huichol-Rancho  
los Bancos.  
Zeremonie des Waschens der Kürbisgefäße.



Aussaat jede Nacht von Mittwoch zu Donnerstag eins ihrer Mitote genannten Feiern in den Bergen, wohin etwa zwei Stunden Weges waren. Man mußte sich durch Fasten dazu vorbereiten, und am Sonntag gingen dann die Bewohner noch meist zu dem zwei Stunden entfernten Jesus Maria zur Kirche. Man sollte denken, daß ein so stark angespanntes religiöses Gebaren die Leute zum praktischen Leben untauglich machen müßte. Das ist aber nicht der Fall. Sie haben eben Zeit genug dazu, und es ist sogar sicher, daß die Naturvölker überhaupt sich überall in ähnlichem Umfange mit zauberisch-religiösen Übungen abgeben.

Ohne nun weiter auf die mit kirchlichen Festen verbundenen Tänze und Zeremonien einzugehen<sup>1)</sup>, obwohl auch sie heidnischen Ursprungs sind, will ich nur noch den in den Bergen veranstalteten Festfeiern einige Worte widmen. Denn sie sind insofern die Hauptsache, als sie allein — abgesehen von den schon erwähnten kirchlichen Pachitas — von Gesängen begleitet werden, die ein ausgezeichnetes Verständnis der Zeremonien und des Denkens der Indianer überhaupt vermitteln. Will man daher von den Festen sprechen, so muß man zugleich die Frage beantworten: Welches ist der Inhalt der Gesänge? Auch hier kann ich nur ein paar Feste herausgreifen, die sich auf die Saat, die Ernte und das Rösten des Maises beziehen. Alle drei Stämme haben solche. Wie verschieden sind sie aber in der Ausführung und doch wie verwandt in der Idee, derart, daß die Verhältnisse bei einem Stamm immer zum Verständnis des andern dienen und alle gemeinsam wiederum klares Licht auf die entsprechenden altmexikanischen Feste werfen.

Zunächst schon die Einkleidung aller Feste überhaupt. Bei den Cora von Jesus Maria wird als erstes Lied der Sonnenlauf bis zur Mittagshöhe besungen, als zweites der Sonnenuntergang, als drittes das Erscheinen der Erdmutter *tě̀kame*, die zugleich der Mond ist, in ihrer Heimat, dem Westen, der deshalb „Gegend der Mutter“ (*tě̀mata*) heißt. Sie wird durch ein kleines Mädchen dargestellt, das entsprechend im Westen des Festplatzes seinen Sitz hat. Dann folgt das Lied an den Morgenstern *‘haatsíkan*, „unseren älteren Bruder“, den Haupthelden und Vermittler im Verkehr mit den übrigen Göttern. Ein kleiner Knabe stellt ihn dar. Das ganze Fest ist sein Werk. Ohne ihn würden die Zeremonien nicht die geringste Wirkung haben, ja sie würden, so einfach sie sind, garnicht ausgeführt werden können. Er ruft seinen „Neffen“, läßt ihn das Brennholz herbeischleppen und

<sup>1)</sup> Diesen Teil meines Vortrages lasse ich hier fort, da ich ihn nur wegen der vorgeführten Lichtbilder gab.

hinter dem Sänger, der mit dem Gesicht nach Osten zum Altar gekehrt ist, anzünden. Er führt die „Alten“ zu den Steinsitzen um das Feuer, sie empfangen seine „Wolken“ (den Tabak), stecken sie in die Pfeifen, entzünden sie und stoßen die Wolken, die den Regen bringen, aus. Er spricht mit den beiden Führern des Tanzes, gibt ihnen die Rasseln, die sie unterhalb des Knies festbinden, und sonstigen Abzeichen und regt sie zum Tanz um das Feuer an. Schliesslich wendet er sich, begleitet von den „Alten“ und der Erdmutter zu den Göttern der sechs Weltrichtungen, Osten, Westen, Norden, Süden, unten und oben, d. h. zu allen Gottheiten und bittet um ihre Geneigtheit. (Abbild. 34 u. 35.)

Den Schlufs der Feste am Morgen bildet der wilde Tanz eines als Hirsch ausgestaffierten Mannes, der den Abendstern *sáutari* repräsentiert. Er legt schliesslich tanzend die Federstäbe und sonstigen Zeremonialgeräte, die im Boden vor dem Altar stecken, als Zeichen der Beendigung des Festes auf ihn und verschwindet „in seinem Hause, dem Berge“, wie der Gesang aussagt.

Aus der Einkleidung der Huichol-Feste wird es nun klar, dafs der Morgenstern *‘haatsíkan* und der Hirsch (d. h. der Abendstern *sáutari*) eigentlich dieselbe Person sind. Hier führen zunächst das Feuer, d. h. der Feuergott *tatüarí* und der Sänger ein Zwiegespräch. Das Feuer ist also bei den Huichol ein Gott, bei den Cora wird es nur die *Guacamayofedern* unseres Vaters (*tayáu*), der Sonne genannt, und ist ihr Abbild. Der Sänger fordert den Gott auf zu kommen und das Fest einzuleiten. Dieser aber entgegnet, er allein sei dazu nicht imstande; er müsse den Morgenstern *kauyumári* (der nach Aussage der Huichol auch ein Hirsch ist) rufen, und schickt zwei Federn der Vögel *tutuwí* und *piuáme*, d. h. Zeremonialpfeile, woran diese Federn hängen, ab, um ihn zu holen. Sie gelangen zum Ort des Sonnenaufgangs, wo der Morgenstern, von magischen Federn verborgen, schläft. Jaguare, Puma und Giftschlangen bewachen ihn. Einer der Boten berührt ihn an der Sandale und weckt ihn. Unwirsch hört er die Botschaft und will nicht kommen. Bald schützt er Malaria, bald Fufskrankheit vor. Dann kann er seine Zauberfedern, die er für seine Tätigkeit braucht, nicht finden. Schliesslich tröstet er seine Frau über sein Fortgehen. Sie versieht ihn umständlich mit allem Reisebedarf und ermahnt ihn, ja nicht mit anderen Frauen schön zu tun, und er zieht ab. Nach dieser Familienszene, die den Hörern immer sehr viel Spafs macht und noch mannigfach realistisch ausgeschmückt wird, wird sein Weg zum Tempel beschrieben, seine Ankunft und sein energisches Eingreifen in das Fest. Im Gegensatz zu den Cora wendet er sich aber nicht an die Götter, die *takuáte*

der sechs Weltrichtungen im allgemeinen, sondern nennt jeden persönlich mit Namen. Eine endlose Reihe von Gottheiten erscheint, begutachtet die zum Fest Veranlassung gebenden Beweggründe und Wünsche, sagt ihre Hilfe zu oder gibt an, welche Gewalt sie daran hindert, verlangt allerhand Opferleistungen, nimmt ihren Anteil von den Speisen, die den Göttern serviert werden u. dgl. m.

Schließlich am Morgen ziehen alle ab. Der letzte, der Abschied nimmt, ist der Morgenstern, was also ganz den angeführten Zeremonien der Cora entspricht. Er beeilt sich fortzukommen, damit ihn die Sonne nicht sieht. Er hat Angst vor ihr, und wenn das Fest länger dauert, so muß er die Sonne vorher um Erlaubnis bitten.

Besonders interessant sind die Ideen, die sich in den Gesängen des Erntefestes bei den drei Stämmen offenbaren, zumal sie dem entsprechen, was ich kurz vor meiner Reise bei den alten Mexikanern fand<sup>1)</sup>. Im Liede der Mexicano erheben sich die jungen Maiskolben, die „Mutter“ (nantsi) genannt werden, weinend zum Himmel empor. Der Mais ist eben mit der Mutter identisch. Bei den Cora wird geradezu von ihrem Tod erzählt. „Es tötet das Feuer den Sohn unserer Mutter.“ „Es weint unsere Mutter um ihren Sohn.“ Im nächsten Gesang aber heißt es voller Jubel: Er hat die Menschen nur getäuscht, er stirbt nie, er nennt sich *sátuari*, der Abendstern und ist nur nach seinem Hause über uns gegangen. Das heißt also in beiden Fällen, der Mais, der im Sommer sein Wachstum auf der Erde durchmachte, steigt bei der Ernte als Stern zum Himmel empor.

Besonders eindrucksvoll wiederholt sich die Idee bei dem Erntefest der Huichol. Hier werden die jungen Kalebassen durch kleine Kinder (*teuainurixö*)<sup>2)</sup> dargestellt und lassen sich zu beiden Seiten des vor dem Tempel mit dem Gesicht nach Osten sitzenden Sängers nieder. An den Enden der Reihe rechts und links sitzt je ein Mann, die „Adler“ *uerikáxe*. Gegenüber im Osten des Platzes wird an einem Pfahl ein mit magischen Federstäben besteckter Gürtel aufgehängt, darunter Opfergaben und vor allem für jedes Kind ein Kürbis, mit der Spitze nach Osten gerichtet. Der Gesang, der direkt *tatöz*, unsere Mutter, d. h. der Mais, heißt, dauert hier vom Morgen bis zum Abend und wird in der Nacht wiederholt. Er schildert die Reise der Kalebassen nach Osten zum Sonnenaufgang und die Rückkehr zum Tempel. Sie werden von dem „gelben Pfeil“ (*urúmoxáure*), und den beiden Adlern geleitet. Unterwegs machen sie an allen den Orten, wo Götter

<sup>1)</sup> Preuss, a. a. O. S. 164 ff.

<sup>2)</sup> *te* = Mutter (Mais); *uainu*, ein Vogel, der an der Pazifischen Küste lebt.



wohnen, halt, und der „Mais und die Kalebassen“ die Neugeborenen, werden allen Göttern „um Mitternacht“ von dem „gelben Pfeil“ gezeigt. An den Wohnstätten mancher Gottheiten, zu denen sie im Gesang gelangen, werden Zeremonien unter dem Gürtel vorgenommen, meist entsprechend den Worten des Gesanges, die Weiber kauern sich dort nieder und zünden Copal in ihren Räucherbecken an. In unserem Bilde (Abbild. 36) z. B. benetzt ein Sänger-Schamane das Haupt eines der Kinder (teuainurixē) mit heiligem Wasser. Wenn die Kinder von Osten zurückkehren, wird die Spitze der unter dem Gürtel ausgelegten Kürbisse wieder nach Westen gedreht.

Um diese Reise der Kürbisse nach dem Sonnenaufgang zu verstehen, müssen wir uns ein wenig in der Mythologie der Huichol umsehen. Nach dieser erschienen alle Götter, die kakauyárite oder heúixē, aus dem Westen, d. h. aus der Unterwelt, und zogen gen Osten. Auf dem Wege blieb der eine hier, der andere dort zurück. So sind kakauyárite z. B. alle Berge. Alle diese Gottheiten sind — das geht aus den Mythen deutlich hervor — gleichwie bei den alten Mexikanern die Sterne. Ihre Nachkommen sind die Huichol. Wiederholt sich nun hier die Reise der Kürbisse von Osten nach Westen, so ist es offenbar der Sternenweg der ursprünglichen Göttereinwanderung, der sich wiederholt, gleichwie bei den Mexicano, den Cora und den alten Mexikanern der Mais bei der Ernte als Stern zum Himmel emporsteigt. Daher wird er den Göttern „um Mitternacht“ gezeigt, und der Gürtel, der den Weg vorstellt, hängt senkrecht an einem Pfahl herab, weist also zum Himmel empor.

Wenn der Mais aber bei der Ernte gen Himmel fährt, so muß er auch im Frühling von dort wiederkommen. Und da er als Stern ein Feuer ist, so muß er im Frühling auf der Erde ein anderes Feuer, das Sonnenfeuer in sich bergen. Deshalb trägt z. B. die junge Maisgöttin der Altmexikaner den „Sonnenschild“ (tonatiuhchimalli). In dem Gesang des eben erwähnten Festes der jungen Maiskolben wird tímuxáwe, der das „Feuer“ ist, als der Held gerühmt, durch dessen Tätigkeit es gelang, das erste Maisfeld hervorzubringen, während alle Götter sich vergebens darum bemühten. Und in einem Mythos der Mexicano und der Huichol kommt derselbe Kulturheros, der wiederum bei den letzteren tímuxáwe heißt, zusammen mit dem „trägen Vogel“ zu einem Fest im Tempel, und beide lernen dort zwei Mädchen kennen, die sie heiraten. Sie machen jeder sein Feld zur Saat zurecht und zünden wie üblich die abgehauenen Bäume an. Der „träge Vogel“ verbrennt aber lediglich das hohe Gras; tímuxáwe dagegen erregt so gewaltigen Rauch, daß seine Schwiegermutter fast daran erstickt. Nun

verlangt der „träge Vogel“ Mais zur Aussaat; statt aber zu säen, liegt er den ganzen Tag in einer Höhle und kocht und verspeist seinen Mais. Als das die Schwiegermutter merkt, vertreibt sie ihn mit Schlägen, will nun aber auch timuxáwe keine Saatfrucht geben. Da läßt sich dieser Spreu bringen, sät sie aus, und es entsteht die schönste Milpa. Bei allen Arbeiten sieht man ihn mit einer großen Anzahl von Helfern, die er aber nie nach Hause bringt. Nach der reichen Ernte werden dann die Seinen, besonders die Schwiegermutter, die vorher sehr zufrieden war, aus nichtigem Grunde unwirsch, nämlich, weil sie keine Zukost zu dem Mais haben, er verläßt sie und steigt zum Himmel empor.

Es ist die Verwandlung des Lichts der Sterne in die Sonne am Frühlingsanfang und die Rückverwandlung in das Sternlicht im Herbst, die in diesem Mythos geschildert wird. Die „trägen Vögel“ kommen nach einem Mythos mit den Göttern als Sterne aus der Unterwelt, in anderen feiern sie am Himmel Feste. Es sind also die Sterne. Diese „trägen Vögel“ aber leisten im Sommer nichts für das Reifen der Ernte, sie bleiben Sterne. Nur der oder die Maisgötter gehen aus dem Stern in den Sonnenzustand über, wie sie auch von dem altmexikanischen Maisgott heißt: er ist ein Stern am Himmel<sup>1)</sup>.

Die Verwandlung wird zugleich als ein Tod der alten Form angesehen. Die Cora von Jesus Maria drücken das in einem Liede des Saatfestes, in dem das Hervorspriessen der Saat und jede Phase des Wachstums bis zur Entstehung der Maiskolben höchst poetisch geschildert wird, auf folgende Weise aus:

... „Hier erscheint das Lebenswasser (Saft) des Geborenen (des jungen Maiskolbens). Dort über uns der Kolibri weiß es, dort fern mitten über uns. Er denkt daran, zwitschert fern über uns. Kreise ziehend kommt er heran ... Hier senkt er sich herab auf die Welt. Hinein schlürft er das Lebenswasser des Geborenen. Übel spielte ihm das Wasser mit, dem Kolibri über uns, fallend stürzt er auf die Welt. Hier starb er ...

Als Parallele dazu führe ich die Stelle bei Sahagun<sup>2)</sup> an: Er (der Kolibri) erneuert sich jedes Jahr. Im Winter hängen sie mit dem Schnabel fest an den Bäumen. So trocknen sie ein und verlieren die Federn. Wenn der Baum wieder zu grünen anfängt, lebt er wieder auf, und ihm beginnt das Gefieder zu wachsen u. s. w.

Weder das eine noch das andere, was von dem Kolibri gesagt

<sup>1)</sup> S. das einschlägige Material der Altmexikaner a. a. O. S. 165 ff.

<sup>2)</sup> Historia general B. XI. C. 2 § 2 vgl. Duran Historia C. 80 (Bd. II S. 80f.)

wird, entspricht den Tatsachen der Natur. Es ist mythologisch zu verstehen. Der Kolibri ist die Maske des Sonnengottes der Alt-mexikaner Huitzilopochtli d. h. er tritt als Kolibri auf. Bei den Cora ist der Kolibri der Bote der Sonne. Er ist ebenfalls ihr Abbild und wird als Gott (tákua) bezeichnet. In beiden Fällen ist also nur mythisch die Unwirksamkeit der Sonne im Winter dargestellt, die eintritt, nachdem die Saat reif geworden ist.

Ein paar Worte mögen auch einer andern verwandten mythischen Naturauffassung gewidmet werden, die ich in gleicher Weise bei den drei Stämmen wie bei den alten Mexikanern gefunden habe: das ist die Tötung der Sterne durch die Sonne im Frühling, wodurch das Gedeihen, der mit dem höchsten Sonnenstande eintretende Regen und das Wachstum des Maises gewährleistet wird. In Mexiko wurden die Sterne durch Menschen repräsentiert, die geopfert wurden, in der Sierra treten Hirsche an Stelle der Menschen. Die Huichol fangen mit den entsprechenden Zeremonien, die den himmlischen Vorgang herbeiführen sollen, sehr früh an. Bald nach dem Erntefest im Oktober senden die einzelnen Tempelbezirke 10 bis 20 Mann unter Führung des Feuergottes in die östliche Steppe bis in die Gegend der Minenstadt Catorce, wo sie den Peyote genannten Kaktus suchen, dessen Genuß eine stimulierende Wirkung hervorbringt. Sie gelten alle als Götter, die zum Ort des Sonnenaufgangs auf die Hirschjagd gehen. Der Kaktus erscheint nämlich vor ihren Augen als Hirsch und wird auch in zeremonieller Weise mit Pfeilen geschossen. Die Hirsche aber repräsentieren die Sterne, die beim Aufgehen der Sonne im Frühling von dieser vernichtet werden. Die Darsteller der Götter stehen hier also im Dienst der Sonne und tragen deshalb auf dem Hute strahlenförmig um den Mittelteil herumgelegt eine Menge Embleme der heiligen Sonnentiere, nämlich Federn des Truthahns und Schwänze des Eichhörnchens. Nach sechs Wochen voll Entbehrungen treffen sie wieder im Tempel ein und bleiben in ihrer Eigenschaft als Götter bis zum großen Tanz des Peyote im Februar, März oder April, den wir in Abbildung 37 sehen. Unmittelbar daran schließt sich das Fest des Maisröstens, zu dem eine Menge Hirsche erbeutet werden müssen. Auch wird die Hirschjagd bei den Huichol und Mexicano an dem Fest dargestellt. Speziell in dem Huichol-Dorf Sa. Catarina erfüllte ein Wettlauf nach dem „Ort des Sonnenaufgangs“ (paríya kutsië) denselben Zweck. Dort waren Federn des Blauhähers in den Boden gesteckt, diese gelten wiederum als Hirschgeweihe, d. h. als Hirsche. Schließlich an den Junifesten, wo der Sonnenstand die höchste Höhe erreicht hat, wiederholt sich bei Huichol und Cora unter anderem dieselbe Zeremonie in allerhand Variationen.

Was die Zeremonialgeräte bedeuten, Pfeile, Kürbisschalen, Stühle, Kerzen u. dgl. m., berühren wir am besten im Zusammenhang mit dem Huichol-Fest der Felderreinigung oder des „Waschens der Jicaras“, das nach dem Aufgehen der Saat gefeiert wird. Die Götter brachten die Geräte mit, als sie von Westen her ihren Einzug auf diese Erde hielten, und die Menschen haben die Pflicht, sie zu erneuen. Deshalb ist die ständige Frage der Götter, wenn sie zu einem Fest kommen: wo ist mein Pfeil, meine Jicara u. s. w.? und sie beauftragen stets kauyumári, den Götterboten, sie zu suchen. Jeder Haushalt hat nun eine oder mehrere Jicaras und Pfeile für besonders wirkungsmächtige Gottheiten, z. B. für tatëz (unsere Mutter) den Mais. An dem betreffenden Fest der Felderreinigung werden die Kürbisschalen gewaschen; worin die Erneuerung liegt, und neue Pfeile werden angefertigt. In Abbildung 38 sind die Frauen eines Rancho damit bei Sonnenaufgang beschäftigt, nachdem der Sänger, der auf dem Schemel sitzt, die ganze Nacht gesungen hat. Sie haben zu diesem heiligen Tun Kerzen angezündet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Erneuerung an diesem Feste deshalb stattfindet, weil es das erste im Jahre ist, das mit der Regenzeit beginnt. Es ist vielmehr eine Vorbereitung auf die Ernte, denn vor allem müssen die jicaras für tatëz gewaschen werden. Sie bedeuten den weiblichen Geschlechtsteil — bei den Cora sind sie sogar Symbol der Erde —, und sicher steht das irdische Wachstum damit in Verbindung, wie ja auch Begattungsszenen einen wichtigen Bestandteil des Saates bilden. Die Kürbisschalen sind daher auch immer im Besitz der Frauen, die Pfeile Eigentum der Männer.

Nach anderer Tradition stellte die Erdgöttin takütsi nakawé die Zeremonialgeräte im Beginn der Welt an die vier Enden, in die Mitte und an den Himmel, nachdem sie diesen in die Höhe gehoben hatte. Von Kerzen habe ich auch direkt die Angabe, daß sie Stützen des Himmels sind; eine kleine etwa 15 cm hohe Stufenpyramide wurde als Abbild der Sonnenbahn aufgefaßt. An einer Seite steige die Sonne zur Mittagshöhe empor, auf der anderen nach Westen herab. Aber die Bedeutung der einzelnen Geräte ist zu verschieden, als daß der Mythos mehr denn die Wichtigkeit der Objekte angibt.

Hier muß ich es an diesen wenigen Proben genug sein lassen. Freilich ist es ganz unmöglich, durch sie auch nur anzudeuten, welche reiche Ausbeute ich von diesen Stämmen für die Fragen der Religion im allgemeinen wie für die der Altmexikaner mitgebracht habe.